

»Der Himmel ist leer«

Religion Gott, die Auferstehung und das ewige Leben stehen im Mittelpunkt des Christentums – doch Millionen Katholiken und Protestanten in Deutschland mögen daran nicht mehr glauben. Selbst aktive Kirchenmitglieder tun sich heute schwer mit der christlichen Lehre. *Von Dietmar Pieper*



Das Kreuz ist noch da. Schmal und hoch hängt es an der Wand hinter dem Altar der protestantischen West Hill United Church. Ein Sonntagvormittag Ende März, in den nächsten anderthalb Stunden wird hier viel gesungen und gelacht, es wird vom Klimawandel und der »Verwobenheit des Lebens auf der Erde« gesprochen, von Not und Freude und Liebe, viel von Liebe.

Und was ist mit dem Gekreuzigten, Jesus Christus, auf dem der christliche Glaube gründet? Der Name Jesus fällt kein einziges Mal an diesem Vormittag, auch nicht der von Maria oder irgendeinem Apostel oder Heiligen.

Der Gott der Bibel hat in der Kirche von West Hill keine Heimat mehr.

Statt zum »Gottesdienst« trifft man sich jetzt zur »Sonntagsversammlung«. Wer hergekommen ist, will hören, was Gretta zu sagen hat, Gretta Vosper. Die zierliche Frau begrüßt und umarmt ihre Gemeindemitglieder, sie hat einen warmen Blick aus braunen Augen. Vosper, 60, ist die Pastorin dieser Kirche in der kanadischen Millionenstadt Toronto.

Schon lange glaubt sie nicht mehr an Gott, und schließlich hat sie sich dafür entschieden, das auch deutlich auszusprechen.

»Ich bin Atheistin«, sagt die Pastorin.

2013 trat sie mit diesem Satz vor ihre Gemeinde und blieb dabei. Selbst für die liberale United Church of Canada war das, was Vosper sagte, irgendwann zu viel.

Eine Pfarrerin, die Gott für eine Erfindung hält? Vosper sollte weg. Das war das Ziel der kirchlichen Führung in Toronto, die 2016 einen Rechtsstreit begann. Auf beiden Seiten verdienten Anwälte viel Geld. Für Vosper war es ein »Häresieprozess«, gegen den sie sich wehrte, sie fühlte sich als Ketzerin angeklagt.

In einer anonymen Morddrohung wurde sie als »Hexe« beschimpft. Ihre Gemeinde schrumpfte. Aber es schauten auch Neugierige vorbei, manche fanden bei ihr, was sie schon länger gesucht hatten.

Als im Streit zwischen Gretta Vosper und ihrer Kirchenleitung ein Gerichtsverfahren bereits unvermeidlich schien, kam es überraschend zu einer Einigung. »Ich war erleichtert, aber auch erschöpft«, sagt die Pastorin, die über Einzelheiten der Absprache aus dem vergangenen November Stillschweigen bewahren muss.

In der entscheidenden Frage hat sie sich durchgesetzt: Die United Church of Canada, mit rund zwei Millionen Mitgliedern die größte protestantische Religionsgemeinschaft des Landes, nimmt es jetzt hin, dass die Gemeinde West Hill von einer Atheistin geleitet wird.

Teilnehmer eines protestantischen Jugendfestivals in Karlsruhe

Sie nennen es noch Kirche

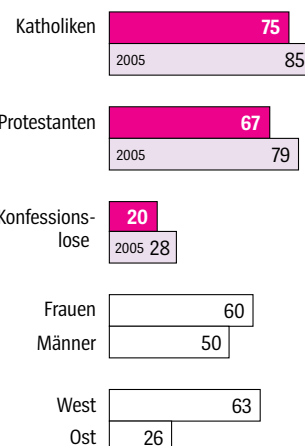
Es ist eine besondere, persönlich geprägte Geschichte, wie meistens, wenn Glaubensfragen berührt sind. Aber die Ereignisse von West Hill stehen für etwas, das viele Gemüter bewegt: die Suche nach einer Wahrheit, die über das Individuelle hinausreicht. Vosper und alle, die zu ihr halten, möchten ihre Vorstellungen nicht hinter 2000 Jahre alten Worten verstecken, die für sie keine Bedeutung mehr haben.

In der Kirche von West Hill versammeln sich jetzt Menschen, die ein gutes Leben führen wollen, ohne ihre christlich-humanitären Werte mit einer höheren Macht begründen zu müssen.

Auch in Deutschland können sich immer mehr Mitglieder christlicher Kirchen in dem

55%

der Befragten glauben an einen **Gott**.
2005 waren es noch 66 Prozent.



wiedererkennen, was dort in Toronto offen ausgesprochen wird. Sie suchen Gemeinschaft, wollen über ihre Sorgen sprechen und Gutes tun, ohne an Dogmen zu glauben. Sie nennen es noch Kirche, aber von verbindlichen Lehren ist kaum mehr die Rede.

Eine neue Umfrage im Auftrag des SPIEGEL zeigt: Unter Protestanten und Katholiken gelten die Wundererzählungen, Gleichnisse und Prophezeiungen des Christentums heute weitgehend als ausgeschmückte Geschichten, gespickt mit Metaphern, die alles Mögliche bedeuten können.

Eine Person, die Mensch und Gott zugleich ist?

Eine Jungfrau, die ein Kind bekommt?
Auferstehung der Toten?

Ganz schön schwierig.

Die schwierig gewordene Religion, die auch ein Land wie Deutschland stark geprägt hat, löst sich nicht bloß durch Abgän-

ge und mangelnden Nachwuchs auf. Sondern von innen heraus. Ein Drittel der Protestanten und ein Viertel der Katholiken sagen nicht Ja, wenn sie gefragt werden, ob sie an Gott glauben (siehe Grafiken).

Eigentlich können sie sich damit nicht mehr als Christen bezeichnen. Doch wollen sich viele nicht radikal von dem verabschieden, was diese Gesellschaft geprägt hat oder was sie selbst stabilisiert.

Ostern ohne Auferstehung

Mit einem Jenseits wie in der Bibel hadern viele, die einer christlichen Konfession angehören. Nominell verzeichnen die großen Kirchen mehr Mitglieder als die Sportvereine, die Gewerkschaften oder die politischen Parteien. 28 Prozent der Deutschen sind Katholiken, 26 Prozent Protestanten, zusammen fast 45 Millionen Menschen.

Welchen Glauben haben sie? Wie viele von ihnen fühlen sich der Religion durch das klassische Bekenntnis zum dreifaltigen Gott verbunden und nicht bloß auf unverbindliche Weise? Die tiefen kulturellen Wurzeln des Christentums wurden gerade in dieser Woche wieder sichtbar, als auch Deutsche voller Entsetzen und Anteilnahme auf die brennende Kathedrale Notre-Dame in Paris blickten (siehe Seite 108).

Um mehr über die religiösen Vorstellungen im Land zu erfahren, hat der SPIEGEL das Institut Kantar Public beauftragt. Die Ergebnisse der repräsentativen Umfrage belegen: Millionen Deutsche, die sich erstaunlicherweise immer noch als Christen verstehen, haben sich vom heißen Kern des Glaubens mit seinen Geheimnissen und Mysterien weit entfernt.

Jesus Christus halten sie allenfalls für einen besonderen Menschen, aber nur 57 Prozent der Protestanten und 63 Prozent der Katholiken sehen in ihm Gottes Sohn. Die für das Christentum entscheidende »frohe Botschaft« von der »Auferstehung des Herrn« nach zwei Nächten im Grab, auf die das Osterfest zurückgeht, stößt bei mehr als einem Drittel der gottgläubigen Kirchenmitglieder auf Unverständnis.

Für Klaus-Peter Jörns steht fest: »An so eine miraculöse Geschichte kann ich nicht glauben.«

In der Bibel heißt es, Christus sei in den Himmel aufgestiegen, »Christi Himmelfahrt« wird in Deutschland überall als Feiertag begangen. Jörns ist evangelischer Theologe, wie viele andere seines Fachs sagt er, man müsse die Berichte vom leeren Grab und weite Teile der Bibel »als Bildrede« verstehen: »Leichen fahren nicht gen Himmel.«

Margarethe Gallsdörfer ist eine von denen, die nicht mehr glauben können, was sie oft im Gottesdienst gehört haben. Groß wurde sie in einer Familie – die Mutter Protestantin, der Vater Katholik –, in

der die christliche Praxis zum Alltag gehörte. Abends beteten die Eltern mit den Kindern und sangen religiöse Lieder, sonntags gingen alle regelmäßig zur heiligen Messe. »Daran habe ich viele schöne Erinnerungen, vor allem an das Singen, man kann es ein Gefühl der Geborgenheit nennen«, sagt die 29-Jährige, die in Berlin lebt.

Aber ihr katholischer Kinderglaube löste sich langsam auf, als sie älter wurde. Was die Päpste verkündeten, etwa zur Verhütung oder über Homosexuelle, fand sie »häufig unmöglich«, das konservative Frauenbild ihrer Kirche begann sie »als eine Missachtung« zu empfinden. Zur Firmung ging sie mit 14 Jahren nur noch widerstrebend. Jesus als Sohn Gottes, das leuchtete ihr nicht ein.

Damit, sagt Gallsdörfer, sei sie »nach der Definition eigentlich schon keine Christin mehr gewesen«. Aber sie habe auch »ein schlechtes Gewissen« gehabt, vor allem der Familie gegenüber.

Es sei »auf keinen Fall ein triumphaler Moment« gewesen, als sie vor zweieinhalb Jahren einen Schlussstrich zog. Noch auf den Fluren der zuständigen Behörde, da-

54%

derjenigen Befragten, die an einen Gott glauben, glauben auch, dass Jesus von den Toten auferstanden ist.



mals wohnte sie in München, habe sie gezögert. Als sie dort das Hinweisschild »Kirchenaustritte« sah, seien ihr noch einmal Zweifel gekommen: »Will ich jetzt wirklich zu denen gehören?«

Anschließend habe sie der Flüchtlingshilfsorganisation Sea-Watch Geld gespendet, »eine Art Ablasszahlung« für die nicht mehr zu zahlende Kirchensteuer, sagt sie.

An »einen Gott« glaubt heute nur etwas mehr als die Hälfte der Deutschen, ob sie konfessionell gebunden sind oder nicht. Bei einer SPIEGEL-Umfrage 2005 versammelte das höchste Wesen – wie auch immer der Einzelne es sich vorstellen mochte – noch eine Zweidrittelmehrheit hinter sich. Der Unglaube reicht tief hinein in christliche Kreise.

Damit steht der Allmächtige aber noch erheblich besser da als sein Gegenspieler.

Angst vor dem Teufel hat lediglich eine Minderheit: 26 Prozent der Deutschen glauben, dass der Leibhaftige existiert. Papst Franziskus spricht häufig über den Satan, er

sieht ihn auch in den vielen grauenhaften Fällen von sexuellem Missbrauch durch Geistliche am Werk. Die meisten Katholiken hierzulande schütteln indes bloß den Kopf, wenn er mal wieder vom Teufel redet.

Auf ein Leben nach dem Tod, das allen aufrechten Christen im Neuen Testament versprochen wird, hofft lediglich bei den Katholiken noch eine Mehrheit; sie ist mit 53 Prozent ziemlich knapp geworden.

Es fällt auf, dass gerade die Altersgruppe, die dem Tod am nächsten ist, sich besonders skeptisch zeigt: Nur 29 Prozent derer, die 65 Jahre und älter sind, erwarten ein Leben danach. Unter allen Jüngeren liegt der Anteil über 40 Prozent.

Gegen den rückläufigen Trend macht sich eine Gruppe bemerkbar, bei der die Jenseitshoffnung seit 2005 deutlich zugenommen hat, von 15 auf 25 Prozent: Es sind die Konfessionslosen, von denen heute immerhin ein Viertel annimmt, dass sie irgendetwas erleben werden, nachdem eigentlich alles vorbei ist.

Der Münchner Jesuitenpater, Arzt und Psychoanalytiker Eckhard Frick hat dafür eine Erklärung. »Mit der Auferstehung der Toten, wie sie im christlichen Glaubensbekenntnis steht, können viele Menschen nichts mehr anfangen. Spricht man aber über Wiedergeburt und Seelenwanderung, bekommen auch viele Christen leuchtende Augen.«

Frick hält es für zu kurz gedacht, den Niedergang des Christlichen allein durch die Säkularisierung, die Verweltlichung des Lebens in einer von Wissenschaft und Technik geprägten Zeit erklären zu wollen. »Das spirituelle Interesse ist eher größer geworden«, sagt der Katholik, der an seinem Jesuitenorden vor allem »die spirituellen Exerzitien« schätzt. Das kirchliche Angebot in Deutschland findet er »oft zu beamtenhaft und pädagogisierend«.

Zur Erfüllung spiritueller Sehnsüchte gibt es außerhalb der Kirchen schon lange einen großen Markt. Von klassisch fernöstlichen Weisheitslehren bis zu schamanischen Zeremonien dürfte kaum eine Nische unbesetzt sein.

Es passt in dieses Bild, dass die Deutschen des 21. Jahrhunderts einen Hang zum Wunderglauben haben.

Zwei Drittel von ihnen zeigen sich überzeugt, dass es Wunder auf der Welt gibt, bei den Frauen sind es sogar drei Viertel, eine deutliche Diskrepanz zu den offenbar rationaleren Männern. Auffallend ist außerdem, dass die weitgehend gottlosen Ostdeutschen in dieser Hinsicht fast genauso viel Fantasie aufbringen wie ihre Landsleute im Westen. An die Existenz von Engeln glauben im deutschen Osten mehr Menschen als an Gott – Wunder überall.

Religionsforscher beobachten ein Erkalten des Christentums vor allem in hoch entwickelten Ländern. Über einen länge-



JOHAN HALLERG-CAMPBELL / DER SPIEGEL

Pastorin Vosper mit Gemeindemitgliedern in Toronto: »Ich bin Atheistin«

ren Zeitraum betrachtet sind die Veränderungen dramatisch; sie fallen meist nur deshalb nicht auf, weil sie sich langsam und stetig vollziehen.

»Seit ungefähr zwei Jahrhunderten ist jede Generation weniger religiös als die vorherige«, sagt Jörg Stolz, Professor für Religionssoziologie an der Universität im schweizerischen Lausanne. Einer seiner Fachbegriffe ist der »Kohorteneffekt«, Stolz erklärt ihn so: »Die religiöseren Leute sterben aus. Die Jungen werden immer weniger religiös sozialisiert, das nehmen sie durchs Leben mit.«

Um zu den tiefer liegenden Ursachen dieses epochalen Wandels zu kommen, definiert Stolz erst einmal, welche Funktion der Glaube hauptsächlich habe. »Religion kann man beschreiben als ein großartiges System der symbolischen Problembewältigung. Sie hilft dabei, Enttäuschungen und Leid zu ertragen.«

Allerdings gibt es in modernen Gesellschaften viele Instanzen, die nicht bloß symbolisch helfen, selbst wenn sie niemals perfekt sind: In Deutschland, der Schweiz und vergleichbaren Ländern vertrauen die Bürger auf den Sozialstaat, auf Versicherungen, die Medizin, die Psychotherapie.

Stolz sagt: »Wenn Sie das Feld durchgehen, sehen Sie, wie groß die Konkurrenz zur Religion geworden ist.« Wer seine Therapie von der Kasse bezahlt bekommt, braucht keinen Seelsorger mehr.

Global betrachtet gehe die Tendenz jedoch in die entgegengesetzte Richtung: »Die Welt wird nicht säkularer, sondern immer religiöser.« Der entscheidende Faktor ist Stolz zufolge die demografische Entwicklung in ärmeren Ländern wie Nigeria oder Afghanistan. Eine hohe Geburtenrate in einem Umfeld, von dem wenig konkrete Lebenshilfe zu erwarten ist, führe wie von selbst zum Aufblühen von Religion.

Unglaube ist also, soziologisch gesehen, das Ergebnis des zivilisatorischen Fortschritts.

Manchmal soll die Religion allerdings noch zur Identitätsstiftung erhalten – so wie im Kreuzerlass der bayerischen CSU-Landesregierung, wonach in den öffentlichen Dienstgebäuden des Freistaats das Glaubenssymbol hängen muss. Oder wenn sich konservative Politiker in Europa auf das »christliche Abendland« berufen, um Wähler zu locken. Die eigentliche Botschaft lautet dabei oft: Wir wollen nicht noch mehr Muslime ins Land lassen.

Mit einer inneren Glaubensüberzeugung hat das wenig zu tun, von der CSU und ihren politischen Freunden wird das Christentum bloß instrumentalisiert. Man kann es auch Heuchelei nennen.

Das Ende des Vaterunsers

Nach ihrem Coming-out als Atheistin wurde der Kanadierin Gretta Vosper einiges vorgeworfen: dass sie keine Christin mehr sei, dass sie eine Sekte anführe. Als Heuchlerin indes wurde sie nie angefeindet.

In ihrer »Perspektive«, früher hätte sie es »Predigt« genannt, spricht sie über Ziele, die sie erreichen möchte – für die Gemeinde, aber auch für sich persönlich. Rund 60 Leute sind an diesem Sonntag gekommen, weniger als sonst. Das Schwierigste, sagt Vosper, während sie mit dem Mikrofon in der Hand langsam in der Kirche auf und ab geht, sei es, »zur Wahrheit vorzudringen«. In der Grundsatzklärung ihrer Gemeinde steht als eine der Selbstverpflichtungen, »Wahrheiten zu suchen«, daran erinnert sie jetzt alle.

Als geübte Rednerin spricht sie frei und flüssig. Abstrakte Begriffe lässt sie schnell hinter sich und erzählt stattdessen von ihren Irrtümern bei der Selbsterkenntnis,

ihrem Scheitern in Partnerschaften und davon, was sie aus der Einsicht in die eigenen Schwächen lernen will. Einen moralischen Satz zum Nach-Hause-Nehmen gibt es dann doch: »Am Anfang sind wir blind für unsere eigenen Fehler, aber am Ende sind wir blind für die Fehler der anderen.«

Michael Lawrie, der seit Kurzem an der Spitze des Gemeinderats steht, wohnt mehr als hundert Kilometer von West Hill entfernt. Die weite Anfahrt nimmt der Arzt gemeinsam mit seiner Frau in Kauf, »weil es sich hier richtig anfühlt«.

Bis vor zehn Jahren besuchte er sonntags einen traditionellen Gottesdienst. Aber irgendwann habe er das Vaterunser, die biblischen Gebetsworte, nicht mehr über die Lippen gebracht.

»Ein Gott, der ins Weltgeschehen eingreift – ich konnte mir das nicht mehr vorstellen«, sagt Lawrie. »Wie kann er all den Hass, das Chaos, das Elend in der Welt ertragen?« Das Wirken eines solchen Gottes kam ihm »sehr willkürlich und unverständlich vor«, die grauenhaften Ereignisse in den Nachrichten erschienen dadurch noch schlimmer.

Vorne im Saal an der Klaviatur des schwarzen Flügels sitzt Scott Kearns, der in der Gemeinde die Musik macht und viele Lieder geschrieben hat. Er ist seit 2004 Vospers dritter Ehemann.

Bevor Kearns zur Gemeinde von West Hill stieß, hatte er schon eine religiöse Umkehr hinter sich. »Lange glaubte ich alles, Wort für Wort, ich glaubte, dass Gott durch die Bibel zu mir spricht.«

Kearns war bei den Evangelikalen und besuchte ein christliches College. Als er dann auf einer weltlichen Hochschule Sozialarbeit studierte, kamen die Zweifel. »Wer sagt eigentlich, dass die Bibel die Wahrheit ist? Mir wurde klar: Nur die Bibel selbst sagt das.«

Alles Religiöse sei von ihm abgefallen, erzählt er, nur die vermittelten Werte nicht. Die seien »sogar noch klarer geworden«, denn: »Es ist nicht mehr Gott, der mir sagt, was ich am besten tun soll, und der mir eine Belohnung verspricht wie die, nicht in die Hölle zu kommen. Ich selbst bin es, der seine Werte wählt und dafür steht.« Als einen Christen betrachte er sich »überhaupt nicht mehr«.

Über die neuen Formen der Gemeinschaft haben Kearns und Vosper viel zusammen nachgedacht. Vor mehr als zehn Jahren fing die Gemeinde in West Hill damit an, das Vaterunser durch selbst formulierte »Worte der Verpflichtung« zu ersetzen. Es war eine Entscheidung, die einen erheblichen Teil der Mitglieder vertrieb, darunter mehrere große Spender.

Selbstkritisch sagt Vosper heute, dass sie bei der Abschaffung des Vaterunsers den Fehler gemacht habe, viele nicht richtig mitzunehmen. Als sich der Gottesdienst radikal veränderte, als das biblische Gebet und die Sakramente verschwanden, »erhob sich ein Sturm der Wut und Besorgnis«. Auf der anderen Seite hatten Mitglieder Druck gemacht: »Es gab einige Eltern, die nicht mehr wollten, dass ihre Kinder das Vaterunser sprechen müssen. Dem haben wir nachgegeben.«

Im ritualisierten Ablauf mit wiederkehrenden Formeln gleicht die »Sonntagsversammlung« der West Hill United Church einem traditionellen Gottesdienst. Spricht jemand die Worte »In dieser bedürftigen Zeit ...«, dann ergänzt die Gemeinde: »... sei Liebe im Überfluss da.« Alles Biblische und Transzendente ist aus den Texten getilgt.

Was ist daran noch christlich?

Vosper muss nicht lange nachdenken, ehe sie antwortet: »Ich habe kein Problem damit, die Kirche aus dem Christentum herauszuführen.« Alles wolle sie lieber sein, sagt sie, als bigott.

Priester im Dunkel

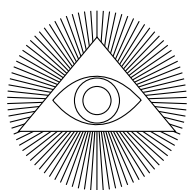
Die deutschen Bistümer und Landeskirchen gehören zu den reichsten der Welt. Ihre Einnahmen aus der Kirchensteuer wa-



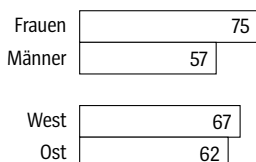
Zerfledderte Bibel in einer Hamburger Kirche: Die Anzahl der Austritte nimmt zu

JOERG GLAESCHER / LAIF

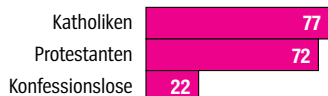
SPIEGEL-Umfrage zum Glauben



66 Prozent der Befragten glauben an **Wunder**.



67 Prozent derjenigen Befragten, die an einen Gott glauben, glauben auch an den dreifaltigen Gott der Bibel, also Gott als **Vater, Sohn und Heiliger Geist**.



55 Prozent derjenigen Befragten, die an Gott glauben, glauben, dass Jesus in einer Person **Gott und Mensch** war.



13 Prozent der Befragten glauben, dass es die **Hölle** als Ort der ewigen Verdammnis gibt.

26 Prozent der Befragten glauben, dass der **Teufel** existiert.

49 Prozent der Befragten glauben, dass Gott **alles, was es gibt**, erschaffen hat.

Kantar für den SPIEGEL vom 12. bis 14. März; 1003 Befragte; TNS infratest für den SPIEGEL vom 4. bis 6. Juli 2005; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: »Weiß nicht«/ keine Angabe; Schwankungsbreite zwischen 1,4 und 3,1 Prozentpunkten

ren 2017 höher als je zuvor. 6,4 Milliarden Euro zahlten die Katholiken, 5,7 Milliarden Euro die Protestanten. Gründe für das Rekordergebnis waren die gute Wirtschaftslage und die gestiegenen Löhne.

Zugleich sind die Mitgliederzahlen rückläufig und werden es wohl weiterhin sein. Deshalb warnte unlängst der katholische Bischof von Eichstätt, Gregor Maria Hanke: »Spätestens in zehn Jahren werden die Kirchensteuereinnahmen einbrechen.«

Aus Sicht der katholischen Kirche ist die Zukunft in Deutschland düster. Vor allem die Missbrauchsskandale beschleunigen den Vertrauensverlust. Die Zahl der Austrittserklärungen nimmt nach einer vorläufigen Erhebung deutlich zu.

Besonders verheerend für die Katholiken: Sie können die menschlichen Abgründe, wie sie in den Übergriffen ihrer Amtsträger zutage treten, nicht durch eine spirituelle Aufbruchstimmung überspielen. Ihr religiöses Angebot hat zwei Jahrtausende nach seiner Erfindung an Attraktivität verloren.

Papst Franziskus sieht das schon seit Längerem. Gegenüber seinen deutschen Bischöfen klagte er 2015 über den »sehr starken Rückgang des sonntäglichen Gottesdienstbesuchs und des sakramentalen Lebens«. Voller Sorge beobachtete er »eine Erosion des katholischen Glaubens in Deutschland«.

Auch die Priester sind davon betroffen. Nach Angaben der Deutschen Bischofskonferenz liegt ihr Altersdurchschnitt bei 62 Jahren. Sie müssen damit klarkommen, dass die Anerkennung für ihren Beruf keinesfalls gestiegen ist. Nachwuchs zu gewinnen wird immer schwieriger.

Der Münchner Jesuit Frick erlebt die Gemütslage vieler Priester so: »Es gibt eine Abwicklungsstimmung, die geistliche Aufbrüche überlagert. Nicht nur Kirchenbesucher, sondern auch Seelsorger leiden unter mangelnder Lebendigkeit.« Frick spricht von »Mutlosigkeit« und dem Ge-

fühl der Geistlichen, »den Notstand zu verwalten«.

Dabei bezieht sich der Ordensmann nicht nur auf persönliche Gespräche, sondern auch auf eine umfangreiche Studie, an der er mitgearbeitet hat. Mehrere Tausend Priester sowie andere katholische Seelsorger wurden über ihre Beziehung zu Gott befragt. Ist Gott für sie im Alltag präsent? Oder erleben sie Zeiten »geistlicher Trockenheit«, in denen alle religiöse Begeisterung verdampft ist?

Fast die Hälfte der katholischen Priester verspüren diese Trockenheit gelegentlich, 10 Prozent häufig, 6 Prozent nie. Die meisten von ihnen kennen »das Gefühl, dass Gott mir fern ist, wie sehr ich mich auch um ihn bemühe«. 5 Prozent haben diesen Eindruck häufig oder regelmäßig, 55 Prozent gelegentlich oder selten. Gar nicht so wenige kommen sich manchmal »von Gott ganz und gar verlassen« vor, allerdings sind 58 Prozent noch nie in ein solches Seelentief abgerutscht.

Man kann aus den Zahlen schließen, dass auch unter denen, die ihr Leben Gott geweiht haben, einige mit einem schwer ramponierten Glauben leben.

Trost suchen Geistliche, die von Zweifeln geplagt werden, gern bei einem Heiligen aus dem 16. Jahrhundert, Johannes vom Kreuz. Nachdem sich der spanische Mystiker und Dichter zeitweilig von Gott verlassen gefühlt hatte, beschrieb er seine spirituelle Krise in einem Gedicht über »Die dunkle Nacht der Seele«. Weil er sich aus dem Dunkel befreien konnte, wurde der Ordensmann zu einem verehrten Lehrmeister. Sein Gedicht solle zeigen, schrieb er, »wie die Seele sich bereitmachen kann, um in kürzester Zeit zur Vereinigung mit Gott zu gelangen«.

Aber helfen Vorbilder gegen die Trübsal, die ein zölibatäres Priesterdasein mit sich bringen kann? »Das Leben aus Mikrowelle und Tiefkühltruhe, abends eine Flasche Bier vor dem Fernseher, das ist kulturlos.«

So beschreibt es Hans-Jochen Jaschke, der emeritierte Weihbischof von Hamburg. Früher hätten noch Kapläne und Haushälterinnen mit dem katholischen Pfarrer zusammen im Pfarrhaus gelebt. Heute sei die Vereinzelung »der Tod des Priestertums«.

Jaschke, 77, ist ein nachdenklicher Mann, er verkündet keine Thesen, sondern tastet sich sprechend voran. Kann man Christ sein, ohne an Gott zu glauben? »Man hat den Glauben nicht in der Tasche«, gibt er zur Antwort. Das lässt eine Menge offen.

Jaschke hält nichts davon, »den Glauben in bestimmte Sätze zu zementieren und abzufragen«. Es gehe um eine innere Haltung, die er »das Angerührtsein vom Geheimnis Gottes« nennt. Selbst wenn die Kirchgänger in jeder Messe das Glaubensbekenntnis mitsprechen, seien das »äußere Formen, die mit Inhalten gefüllt werden müssen«.

Über das Glaubensbekenntnis, das in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten formuliert worden ist, hat Jaschke seine Promotion geschrieben. Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., war sein Doktorvater. Im Bekenntnis geloben die Christen unter anderem ihren Glauben an die Dreifaltigkeit: den väterlichen Schöpfergott, Jesus Christus, den auferstandenen Sohn, und den Heiligen Geist.

Jaschke sagt jetzt dazu: »Auch die Auferstehung ist kein Mirakel, das als einfache Tatsache zu glauben wäre.« Die biblische Ostergeschichte bezeuge lediglich »die Ahnung und auch die Gewissheit, dass unser Leben mehr ist. Dass Jesus über den Tod hinausreicht in eine neue Form von Leben, wann auch immer und wie auch immer und für wen auch immer«.

In Jaschkens ruhigem Erzählton klingt es wie eine spirituelle Meditation.

Zum real existierenden Christentum in Deutschland gehört es, dass die Grenzen zwischen Glaube und Unglaube verschwimmen. Menschen nennen sich Katho-

liken oder Protestanten, obwohl sie zentrale Aussagen der damit verbundenen Lehre ablehnen. Aus den vorgegebenen Dogmen leiten sie ihre eigene Privatreligion ab. Andere sind bloß noch Kulturchristen, die Ehrenämter übernehmen und an Traditionen hängen. Niemand kann sie davon abhalten.

»Das Schöne in der Kirche ist, dass es sehr viele Richtungen gibt«, sagt Jaschke.

Wer darf Gott essen?

Der Bischof kommt. Voran schreiten die »Domschweizer«, zwei Hellebarden tragende Wachleute in napoleonischen Uniformen, gefolgt von einer Schar Messdiener und neun Würdenträgern in violetten Gewändern, einer von ihnen hat eine hohe Mütze auf dem Kopf und einen goldglänzenden Stab in der Hand: Es ist Peter Kohlgraf, der katholische Bischof von Mainz.

Unter dem Domgewölbe entfaltet sich der Prunk eines alten Bistums, dessen Leiter seit Bonifatius durchgezählt werden. Bonifatius wird als Märtyrer verehrt, weil er im 8. Jahrhundert auf einer Missionsreise in Friesland erschlagen wurde. Einige Jahre zuvor hatte er weiter südlich die Donar-Eiche heidnischer Germanen gefällt.

Kohlgraf ist der 88. Nachfolger des »Apostels der Deutschen«, das wurde bei seiner Amtseinführung vor zwei Jahren oft erwähnt. Nummer 87 war Kardinal Karl Lehmann, der mehr als zwei Jahrzehnte an der Spitze der Deutschen Bischofskonferenz stand. An diesem Sonntag im März wird an den ersten Jahrestag seines Todes erinnert. Lehmann war über sein Bistum hinaus beliebt, trotzdem sind während des Pontifikalamts, das seinem Andenken gewidmet ist, noch Plätze frei.

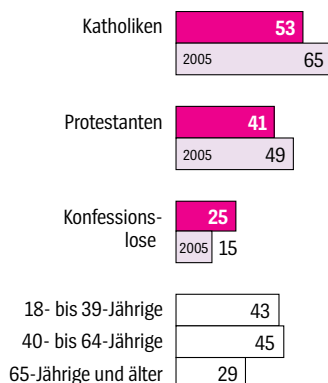
Zu sehen ist ein erhabenes, fast archaisches Schauspiel, mit Sprechgesang und Kerzenschein, wundersamen Erzählungen und Weihrauchschwaden. Liturgischer Höhepunkt ist, wie in jeder heiligen Messe, die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi – und die Katholiken sollen glauben, dass die Hostie nun zu etwas ganz anderem wird, was rationale Menschen nur schwer hinbekommen.

Während des magischen Moments, den Bischof Kohlgraf zelebriert, knien sechs Messdiener um den Altar. Einer schwenkt die ganze Zeit ein Weihrauchfass, zwei läuten mit feinen Glöckchen, als Kohlgraf erst das Brot und dann den vergoldeten Kelch mit Wein in die Höhe hebt. Zuvor hat er feierlich die Abendmahls-Formel gesprochen, Worte, von denen es heißt, Jesus habe sie einst vor seinen Jüngern aufgesagt. Dann gehen die Gläubigen nach vorn, um die Kommunion zu empfangen, eine Hostie für jeden.

Welche Eigenschaften hat dieses kleine Stück Backwerk, das sich angeblich ver-

40%

der Befragten glauben an ein **Leben nach dem Tod**. 2005 waren es 45 Prozent.



wandelt, während die Messdiener mit den Glöckchen läuten? Die »Eucharistie«, die Feier des Abendmahls, führt hinein in den Urgrund des Christusglaubens.

Vor Kurzem erst ist darum in der katholischen Kirche ein Streit aufgeflammt, Anlass war eine »Pastorale Handreichung« der Deutschen Bischofskonferenz zur Seelsorge. Danach sollte es Ehepaaren, in denen ein Partner katholisch und der andere protestantisch ist, im Einzelfall erlaubt werden, gemeinsam in einer katholischen Kirche zur Kommunion zu gehen.

Eine Gruppe konservativer Bischöfe, angeführt von Kardinal Rainer Maria Woelki aus Köln, protestiert dagegen. Sie fürchtet

eine Aufweichung der Lehre, »wonach die Kirche Jesu Christi in der katholischen Kirche verwirklicht ist«. Ein Protestant, der die katholische Hostie empfängt, müsse bereit sein, seine Konfession zu wechseln.

»Die Eucharistie ist und bleibt das Herz der Kirche«, beharrte Erzbischof Woelki vor einigen Wochen in seinem »Fastenhirtenbrief«. Denn: »In den eucharistischen Gaben ist der Herr wirklich gegenwärtig.«

Wer mit christlichen Dogmen nicht vertraut ist, sollte Woelkis Satz zweimal lesen: Denn wenn es nach der reinen Lehre geht, sollen wahre Katholiken etwas glauben, das auf vernünftige Weise nicht nachvollziehbar ist, Theologen sprechen von »Transsubstantiation«: Brot und Wein werden zu einem Trägermedium, in dem Jesus Christus körperlich anwesend ist. Protestanten haben andere, zum Teil ganz verschiedene Vorstellungen.

Ist das heute noch wichtig?

Der Mainzer Bischof Kohlgraf vertritt eine liberalere Position als die Gruppe um Woelki. Sein violettes Gewand hat er ausgezogen, er trägt eine schwarze Soutane, ein silbernes Kreuz mit einem Amethyst liegt auf seiner Brust.

Wie Woelki sieht er in der Eucharistiefeier »das zentrale Sakrament unserer Kirche«. Es sei der »Moment, in dem Christus in die Mitte der Gemeinde tritt«. Warum aber soll nicht auch mal ein Protestant an der katholischen Zeremonie teilnehmen? »Ich glaube nicht, dass ich damit der Heiligkeit des Sakraments etwas nehme«, sagt er.

Ist die Wandlung, die er selbst schon oft am Altar herbeigeführt hat, ein übernatürlicher Vorgang, ein Wunder? Kohlgraf zögert, seine Antwort ist knapp: »Ja. Würde ich schon sagen.«

Selbst ein Bischof hat mit der reinen Lehre vom Wunderbaren so seine Mühe, das ist zu spüren.

Der Himmel tröstet nicht

Die Predigt zum Karfreitag, die Ella de Groot vor sieben Jahren gehalten hat, lässt sich heute noch auf YouTube anschauen. Sie wurde damals im ersten Programm des Schweizer Fernsehens übertragen und hat einige Zuschauer schockiert.

Vor ihrer protestantisch-reformierten Gemeinde in Muri-Gümligen bei Bern spricht die Pastorin über das Karfreitagsgeschehen, die Kreuzigung des Jesus von Nazaret in Jerusalem. Sie knüpft an das Markusevangelium an, das einen Aufschrei des Mannes am Kreuz überliefert hat: »Eloï, Eloï, lema sabachtani?«, habe Jesus in seiner aramäischen Muttersprache gebrüllt. »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

»Diese Geschichte kann unsere Geschichte werden«, sagt de Groot, als sie mit einem weinroten Tuch über den Schul-



Pastorin de Groot in Muri bei Bern
»Gott ist nicht da«

tern an der Kanzel steht. Ein Busunfall, ein Attentat, Naturkatastrophen, schlimme Krankheiten, auch dann komme häufig der verzweifelte Ruf nach Gott.

Aber, sagt sie, »Gott ist nicht da«.

In der gut gefüllten Kirche sind nachdenkliche Gesichter zu sehen.

Für de Groot, 61, war diese Karfreitagspredigt ein Wendepunkt. Heute sagt sie: »Ich kann meine Predigten von davor nicht mehr lesen« – Texte, in denen sie noch so gesprochen hat, als ob es Gott gäbe. Damit ist sie durch.

Als Atheistin will sie sich allerdings nicht bezeichnen, denn sie findet: »Atheismus ist zu sehr ein Kampfbegriff, verwendet von Leuten, die genauso dogmatisch sind wie die Theisten.« Einen ernsthaften Versuch, sie als Pastorin abzulösen, gab es bisher nicht. Ihre Gottesdienste, die weiterhin so heißen, sind gut besucht.

Warum hat sie aufgehört, an Gott zu glauben?

Sie erzählt von einem inneren Prozess, der damals zum Abschluss gekommen sei. Eine todkranke Frau habe ihr dabei geholfen. Sie hat diese Frau im Leiden und Sterben begleitet. Sie war da, sie hörte zu, auch als die Sterbende gesagt habe: »Ella, ich bete und bete und bete, aber ich glaube, der Himmel ist leer. Was denkst du?« Sie müsse jetzt ehrlich sein, habe die Frau verlangt.

»Meine Antwort war: Ja, ich glaube auch, dass der Himmel leer ist«, sagt de Groot.

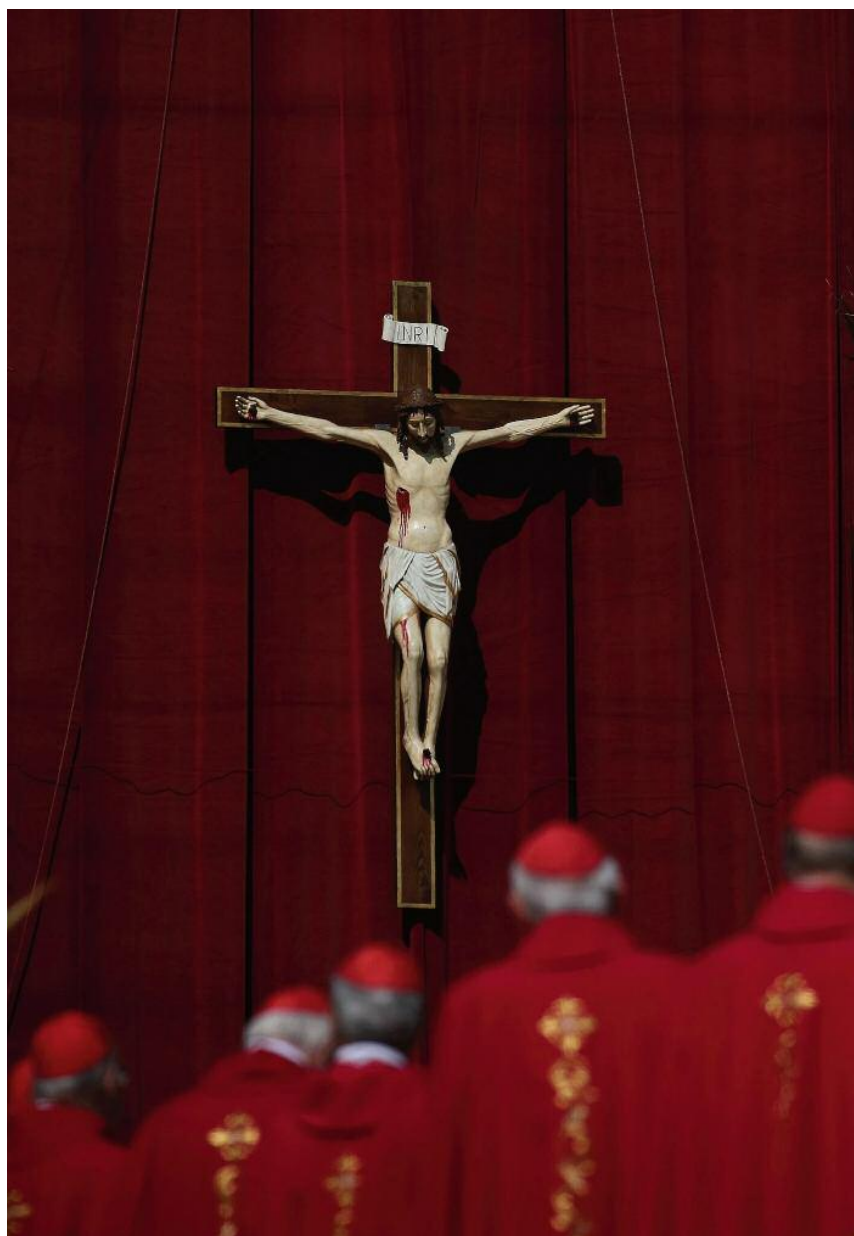
Die Pastorin hat viel Leid erlebt, zehn Jahre lang gehörte sie zum sogenannten Care-Team des Kantons Bern, sie wurde zu Unfallopfern, sterbenden Menschen und ihren Angehörigen gerufen, oft mitten in der Nacht. »Ich konnte ihnen nicht sagen, dass es oben im Himmel einen gibt, der ihnen hilft. Aber ich konnte da sein und zuhören. Trost besteht nicht aus Worten, sondern aus einer Haltung.«

Ein Problem hat ihr schon lange zu schaffen gemacht: Wie kann ein allmächtiger Gott all das Schreckliche zulassen, das es auf der Welt gibt?

Es ist eine alte Frage, in der Philosophie wird sie die Frage nach der Theodizee genannt, nach der Rechtfertigung Gottes.

Die wohl berühmteste Auseinandersetzung um die Theodizee fand zwischen dem deutschen Universalgelehrten Leibniz und dem französischen Aufklärer Voltaire statt. Leibniz leugnete nicht das Grauenhafte, das es auf der Erde gibt, relativierte aber, dass theoretisch alles noch viel schlimmer sein könnte. Gott in seiner Weisheit habe »die beste aller möglichen Welten« geschaffen.

Voltaire schrieb gegen diese Behauptung seinen satirischen Roman »Candide«. Der Held, ein gutgläubiger Optimist, stolpert von einer Katastrophe in die nächste.



Kruzifix im Vatikan: Zumutung, die immer weniger Menschen akzeptieren

Sein philosophischer Lehrmeister Pangloss, der in allem einen Sinn erkennen will, macht sich in einem fort lächerlich.

Für Ella de Groot ist die quälende Frage, wie die Schöpfung einer allmächtigen Kraft so voller Elend und Bosheit sein kann, nun gelöst: »Wenn es Gott nicht gibt, dann gibt es auch das Theodizee-Problem nicht mehr«, sagt sie.

Für Gläubige, die zweifeln und suchen, bleibt die Sache schwierig.

Bei Beatrice von Weizsäcker war es der frühe Tod eines geliebten Menschen, der sie tief erschütterte. Ihr Bruder Andreas starb vor elf Jahren mit 51 an Krebs.

Die promovierte Juristin, Tochter des früheren Bundespräsidenten Richard von

Weizsäcker, verarbeitete den Verlust in einem Buch mit dem Titel »Ist da Jemand? Gott und meine Zweifel.« Der Zweifel, meinte sie, komme aus dem Verstand, der Glaube »aus dem Inneren«. Sie wolle beides in Übereinstimmung bringen.

Mit einem Gott, der nicht ganz so magisch und machtvoll ist wie in der Bibel, fiel ihr das nach dem Tod ihres Bruders leichter: »Ich glaube nicht an Wunder«, sagte sie in einem Interview. »Das leere Grab, die leibliche Auferstehung von Jesus, damit konnte ich nie etwas anfangen.«

Seit zehn Jahren gehört Beatrice von Weizsäcker dem Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags an. Ihre Freiheit, zu sagen, was sie denkt, und manche



PERCOSSI / EPA / REX / SHUTTERSTOCK

Papst Franziskus bei Eucharistiefeier in Rom: »Erosion des Glaubens in Deutschland«

Aussagen der christlichen Lehre zu negieren, hat das nicht geschmälert.

Sie ist jetzt 60 Jahre alt, und ihre religiöse Suche geht weiter. »Die buchstäbliche Auferstehung kann ich mir nach wie vor nicht vorstellen, aber dass der Tod überwunden wird, das glaube ich.« Das »ewige Leben«, ja, das gebe es, »nicht nur nach dem Tod, sondern auch vor der Geburt«. Sie hat für ihre Vorstellung ein Bild gefunden, in dem »Gott seiner Idee von einem Menschen wie ein Bildhauer einen Körper verleiht«. Diese Idee, sie lasse sich als Seele bezeichnen, sei schon vor dem Körper da gewesen und bleibe nach seinem Zerfall erhalten.

Auf ihrer spirituellen Reise hat von Weizsäcker auch das Kreuz »neu entdeckt«, wie sie erzählt. Der Pfarrer ihrer Münchner Gemeinde habe ihr das christliche Zeichen auf neue Weise nahegebracht: »Der Querbalken als die Erde und der vertikale Balken als das in den Himmel Zeigende«, dieses Symbolik finde sie »grandios«. Sie lese darin, »wie aus einem Symbol des Scheiterns ein Symbol der Erlösung wurde«.

Seither trägt sie ein Kreuz als Schmuckanhänger um den Hals.

Religion ohne Jenseits

In der wohl teuersten Einkaufsstraße Hamburgs, in den Räumen der Buchhandlung Felix Jud am Neuen Wall, findet ein Gespräch über Humanität und Religion statt. Johann Hinrich Claussen, Pastor und Kulturbbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, befragt den Philosophen Volker Gerhardt, der aus der Kirche aus- und später wieder eingetreten ist.

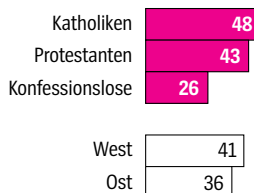
Gerhardt lehrt an der Berliner Humboldt-Universität und hat Bücher geschrieben mit Titeln wie »Glauben und Wissen – Ein notwendiger Zusammenhang« oder »Der Sinn des Sinns – Versuch über das Göttliche«. Über bedeutende Denker wie Kant und Nietzsche, die viel über Religion gegrübelt haben, weiß kaum jemand mehr als er.

An diesem Abend während der Fastenzeit quetschen sich die Zuhörer bei Felix Jud zwei Stunden lang auf runde Hocker und Treppenstufen; der ehemalige Hamburger Hauptpastor Claussen fühlt sich »an Kirchentage erinnert«. Die Bildungsbürger der Hansestadt sind bereit für eine weltliche Andacht.

Der Mensch wird ihnen als soziales, politisches und fragendes Wesen vor Augen geführt, dann kommt die Sprache auf Gott. Claussen sagt, »dass der Mensch Gott denkt, wenn er versucht, sich selbst zu denken«.

40%

der Befragten glauben, dass es **Engel** gibt.



Was für manche wie ein Rätselsatz klingen dürfte, weckt bei Gerhardt Begeisterung: »Genauso ist es, ich besuche Ihre nächste Predigt!«

Was könnte gemeint sein?

In »Der Sinn des Sinns« kommt Gerhardt auf Immanuel Kant zu sprechen, der geschrieben hat: »Wir machen uns einen Gott ... um an ihm den, der ihn gemacht hat, zu verehren.« Der 1724 geborene Aufklärer hatte sich von einer überirdischen Macht verabschiedet, und wie viele andere knüpfen Claussen und Gerhardt an Kants Gedanken an. In ihnen erscheint Gott als eine Projektion des Humanen, des Guten im Menschen. Im Begriff »Gott« verbirgt sich danach ein optimiertes Spiegelbild der menschlichen Existenz, die immer auch voll offener und verdeckter Unmoral ist.

Gott – eine Art besseres Ich des Menschen. Sehr vereinfacht gesagt.

Auf die später gestellte Frage, ob er an Gott glaube, antwortet Gerhardt ohne Zögern mit Ja. »Und auf die Frage, wo er ist, würde ich antworten: in der Welt. Gott kann nur dort sein, wo er uns etwas bedeutet.« Irgendein Jenseits könne das nicht sein.

All die Bibelgeschichten von himmlischen Ereignissen seien »Hilfsmittel für die menschliche Vorstellung«, sagt Gerhardt. Der historische Kontext, das antike Umfeld von Platon bis Cicero, müsse beim Christentum mitgedacht werden. Er ist sicher: »Wer seinen Verstand nicht gebraucht, kann nicht wirklich religiös sein.«

Allerdings: Eine Religion ohne Himmel überzeugt nicht alle, nicht einmal alle Philosophen.

Martin Heidegger hat über den philosophischen Gottesbegriff geschrieben: »Zu diesem Gott kann der Mensch weder beten, noch kann er ihm opfern.« Auch »musizieren und tanzen« könne man nicht vor einer Abstraktion.

Dass sich kluge und hochgebildete Köpfe wie Gerhardt und Claussen auf eine Religion einlassen, die zutiefst philosophisch ist, rührt einmal mehr an den Grundfesten des Christentums. Der Glaube, dass eine übernatürliche Macht seit Anbeginn der Zeit ins Weltgeschehen eingreift, ist eine Zumutung, die immer weniger Menschen akzeptieren wollen.

Löst man Gott von dieser transzendenten Rolle ab, bleibt eigentlich nur Menschenwerk übrig.

Aber was sollte da auch anderes sein?

Mail: dietmar.pieper@spiegel.de

Video
»Religion spielt immer noch eine Rolle«

spiegel.de/sp172019glaube
oder in der App DER SPIEGEL

